

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 95. Bromberg, den 26. April 1932.

Das harte Geschlecht

Roman von Will Vesper.

(7. Fortsetzung.) ——

Eines Abends zerbrach einer Magd, die Wolle wickelte, die Haspel. Sie erregte sich sehr und weinte, als handle es sich um eine große Kostbarkeit. Und doch war es nur ein plumpes Gerät gewesen, von ungeschickten Händen geschnitzt, nicht viel mehr als eine Astgabel, von der jemand die Rinde heruntergekratzt.

Am nächsten Morgen stand Ref zeitiger auf, ging herum und suchte nach einem Schnitzmesser und einem geeigneten Holzstück unter dem Vorrat des Oheims. Es lagen da mächtige Stapel von Holz. Immer wieder trug ja das Meer unermüdlich neuen Holzvorrat heran, Reisig und mächtige Stämme, Balken und Planken, hartes, schwarzes Holz, aus fernen Wäldern, von untergegangenen Schiffen, oder aus eigenen rätselhaften Tiefen. Wer weiß es? Gewiß mußte man sparsam umgehen mit dem Holz. Es war immerhin eine Kostbarkeit. Was hier auf der Insel wuchs, war nur Gestrüpp. Das konnte man kaum Holz nennen. Aber wenn ein Gehöft so günstig am Meere lag, wie Schiffsstrand, so hatte man keinen Mangel. Und gerade in diesem Frühjahr war hier vor der Küste an den Klippen ein Lastschiff gescheitert. Die Leute hatte man gerettet, aber das Schiff war verloren. Die Wellen zerschlugen es immer mehr und warfen das Holz an den Strand. Gest hatte es von dem Besitzer des Schiffes gekauft. So hatte er einen noch größeren Vorrat als gewöhnlich. Ref stieg nachdenklich zwischen den Planken und Balken herum. Nicht nur an die Haspel dachte er.

Als er am Abend die neue Haspel, die er geschnitzt hatte, der Magd hinlegte, kam die ganze Stube in Aufregung. Die Magd lief herum und zeigte jedem das neue Gerät. Es war wunderbar ebenmäßig gearbeitet. In der Mitte der Stab, gerade, an beiden Enden mit schönen Knäufen. Kunstvoll geschwungen die Bogen, oben und unten sehr sauber eingefügt. Es war wirklich ein zierliches kleines Werk, und man hatte dergleichen jedenfalls hierzulande noch nicht gesehen. Auch Gest nahm die Haspel in die Hand, drehte sie hin und her und betrachtete sie lange. „Da hätten wir ja gefunden", sagte er, „worin du geschickt bist. Einen solchen Haspelstab sah ich noch nie. Du bist ja ein Meister in der Schnitzkunst und könntest gewiß auch noch andere und größere Dinge machen."

„Das kann sein", sagte Ref, „aber versucht habe ich noch nicht viel."

„Schon lange", sagte Gest, „hätte ich gern aus dem Holz, das ich da liegen habe, ein Boot gebaut. Aber ich selber bin zu ungeschickt und habe auch die Kräfte nicht mehr. Mit meinen Händen ist nicht viel anzufangen in solchen Dingen. Ich wartete immer, daß einmal ein Handwerker aus Norwegen hierherkäme. Das wäre etwas, wenn jetzt du dergleichen fertigbrächtest."

„Das wäre wohl zu viel gewagt", sagte Ref.

Am anderen Tag kam der Oheim wieder darauf zu sprechen. Er sah, wie Ref dastand und das Holz betrachtete. Er überlegte wohl allerlei. „Ich habe das Zutrauen zu dir", sagte Gest, „und will das Holz daranwagen."

Nach einer Weile sagte Ref: „Gut, dann verschaffe mir das Handwerkszeug. Es soll donn auch ein ordentliches Schiff werden. Es soll mir dann auch niemand dabei helfen und niemand dabei zusehen, wenn ich mich an dem Holz versuche. Niemand als du soll wissen, daß ich mich an ein Boot wage. Dann ist die Schande nicht so groß, wenn ich nachher versage und nichts Brauchbares daraus wird. Wir wollen einen großen Schuppen bauen, in dem man ein Boot aufrichten kann."

„Das ist ohnedies vorteilhafter", sagte Gest, „da jetzt Schnee und Kälte immer mehr zunehmen."

So wurde also zunächst ein großer Schuppen errichtet. Ref gab die Maße an. Immer schien er ihm noch nicht groß genug. Es wurde eine hohe und breite Halle. Als sie fertig war, wurde alles Holz, das Ref für brauchbar hielt, hineingebracht, eine gewaltige Masse schöner Balken und Planken. Auch besorgte Gest gutes Werkzeug, Hobel und Hobelbank, Äxte, Bohrer, Hämmer und allerlei Niet- und Nagelwerk. Auch ungeschmiedetes Eisen verlangte Ref, damit er sich die Nägel und Klammern je nach Bedarf selber schmieden könne. Ferner wurde eine Esse aufgestellt und ein Blasebalg. Schmiedekohlen wurden in eine Ecke geschüttet. „Am Werkzeug soll es nicht liegen", sagte Gest, „wenn aus dem Bootsbau nichts wird."

„Nein", sagte Ref, „das wäre dann allein meine Schuld. Du hast alles Notwendige herbeigeschafft. Aber nun bitte ich dich, daß du nicht mehr in den Schuppen kommst und auch sonst niemand, bis ich es dir sage." Das versprach Gest.

Nun begann Ref in dem Schuppen ein Rumoren, ein Sägen und Hämmern, ein Schmieden und Schreinern, ein Hobeln und Brennen. Man hörte ihn den ganzen Tag toben und werken. Nein, wahrhaftig, er schlief nicht da drinnen auf den Balken. In aller Frühe ging er nach dem Schuppen, der unten am Meere lag, und begann seine Arbeit. Erst spät am Abend kam er müde und schweigend wieder herauf, aß gierig und legte sich schlafen. So blieb es den ganzen Winter. Von dem, was er trieb, war nie die Rede. So vergingen fünf Monate. Schon tobten die Frühlingsstürme, und der Schnee schmolz in den Tälern. Das Eis auf dem Meere brach krachend auf, und die Wogen warfen mächtige Schollen an den Strand. Oft war Ref durch tiefen Schnee nach seinem Schuppen gegangen. Jetzt aber ging er auf der Erde, und die ersten kleinen goldenen Blumen blühten am Weg. Alle Bäche waren voll Wasser und tobten Tag und Nacht von den Bergen herab.

An keinem Spiel hatte Ref teilgenommen, an keiner Freude der Jugend. Immer hielt er sich abseits, der Sonderling, und die Knechte und Mägde sahen einander an und sagten: „Jetzt sieht man doch wirklich, daß er ein Trottel ist, wie es immer hieß. Es ist ja, als wäre ein Stummer ins Haus gekommen."

Manchmal hörte man Ref vor sich hin sprechen, laut und leise, als zanke er mit sich selbst. Alle Welt hatte er vergessen, und die Mägde stießen sich an und lachten, wenn

er so an ihnen vorbeiging. Wenn jemand an seinem Schuppen vorüberkam, so hörte er drinnen zuweilen einen lauten Gesang zum Klingen des Hammers auf dem Amboß. Was trieb der Narr nur? Gest hatte streng verboten, daß jemand sich an den Schuppen mache. „Laßt ihn gewähren", sagte er, „sonst gibt es ein Unglück." Ja, kräftig und wild sah Ref aus. Man konnte allerlei Böses von ihm erwarten. So nannten sie den Schuppen das Narrenhaus. Mochte der Narr da treiben, was er wollte. Das wußte man ja, daß er ganz allein ein Boot bauen wollte. Aber viel Gescheites würde nicht dabei herauskommen; daran zweifelte niemand.

Eines Morgens sah Gest, als er schon lange aufgestanden war und im Hause herumging, daß Ref noch auf seinem Lager lag und schlief. Er betrachtete ihn eine Weile und sah, daß er schmal geworden war im Gesicht und daß ihm schon die ersten Barthaare wuchsen. Er rüttelte ihn und sagte: „Willst du ein Loch in den Tag schlafen, Schwestersohn?"

Ref stand auf und streckte sich und sagte: „Ja, ich wollte auf dich warten, daß du einmal mit mir hinunter nach dem Schuppen gingest. Du hast viel Geduld mit mir gehabt den Winter über. Aber nun möchte ich nicht weitermachen, ehe du nicht gesehen hast, was ich angefangen habe, und ehe ich nicht dein Urteil hörte."

„Ja, es war manchmal schwer, zu schweigen", sagte Gest. „Aber wie ging es nun, brachtest du etwas fertig?"

„Die Schiffswände stehen", sagte Ref.

Gest konnte es kaum erwarten, bis Ref bereit war, mit ihm nach dem Schuppen zu gehen. Er stapfte voran. Der Weg war wie ein Bach, triefend und morastig. Ref ging hinterdrein und pfiff vor sich hin. Ehe er den Schuppen aufmachte, sagte er noch: „Falls dir die Arbeit nicht gefällt, so möchte ich nicht, daß andere davon erführen, was ich Ungeschicktes gemacht habe."

„Darauf kannst du dich verlassen", sagte Gest.

Da lächelte Ref ein wenig. Selten sah man ihn in seinem ganzen Leben lachen. Es war immer, als wäre er mit zu schweren Gedanken beschäftigt. Aber nun war doch eine offene Freude auf seinem Gesicht, als er das Tor zu dem Schuppen aufmachte und Gest vor ihm hineinging.

Gest war kein aufgeregter und kein geschwätziger Mann. Das hatte er einen Winter lang gegen Ref bewiesen. Aber jetzt schien er ganz stumm und starr geworden zu sein. Als er in den Schuppen trat, hatte er ein Boot, einen Seehundsfänger, zu sehen erwartet, ein breites, kräftiges Ding, wie sie auf Island üblich waren. Aber da stieg eine mächtige Schiffswand vor ihm auf. Die Planken bogen sich, schön und kräftig gefügt, und vereinigten sich vorne zu einem Bug, hoch über seinem Haupt.

Gest hatte einen Beinschaden. In einem Streit hatte er vor vielen Jahren einen Axthieb in das rechte Knie bekommen. Für gewöhnlich sah man nichts davon. Er ging auch in seinem Alter noch aufrecht und gemessen und verbarg den Schaden. Aber jetzt, in seiner Bestürzung und in der Eile, mit der er auf das Schiff bald vorne bald hinten zu betrachten verlangte, hupfte er durch den Schuppen wie eine lahme Krähe. Ref sah jetzt erst, daß der Oheim hinkte. Gest stellte eine Leiter an die Schiffswand, stieg hinauf und verschwand im mächtigen Bauch des Rumpfes. Nein, solch ein Schiff hatte er nicht vermutet. Das war wirklich kein Seehundsfänger. Das war ein Langschiff, ein seetüchtiges Frachtschiff, wie es die norwegischen Kaufleute hatten, die über das Meer kamen, ein Schiff, gewachsen allen Stürmen und Wasserwogen, ein Schiff für viele und große Segel. Gest ging das ganze Schiff ab und maß seine Länge. Es war wirklich ein gewaltiges Schiff, wie es in Island noch nie jemand gebaut hatte. Dazu brauchte man andere Künste und andere Hände als Bauernhände. Und nun dieser Ref? Der noch nie ein Schiff gebaut, ja, vielleicht ein solches Schiff noch niemals gesehen hatte. Das dünkte Gest ein Wunder und fast unheimlich.

Er beruhigte sich gewaltsam und ging noch einmal um das ganze Schiff herum, das da stolz, schlank und wie der Bauch eines mächtigen Walfisches auf den Balken und Rollen lag, auf allen Seiten gestützt und gehalten und doch schon wie fahrtbereit. Immerhin fehlte ja noch allerlei, Bänke und Kasten, Steuer, Vordeck und Mast. Aber es konnte nun nicht lange mehr dauern, bis das Schiff auf dem Meere schwamm. Gest sah im Geist, wie alle seine Nachbarn, ja von weither die Leute gelaufen kamen, das Schiff anzusehen. Mit einem Schlage war dieser Ref, dieser Tölpel, über den sie alle gelacht hatten, ein berühmter Mann, ein Schiffsbauer, der auf der ganzen Insel nicht seinesgleichen hatte. Gest strahlte wirklich über das ganze Gesicht, voll Stolz auf seinen Neffen. Er ging auf ihn zu und lachte, und auch Ref lachte laut und glücklich wie ein Kind.

„Eine schöne Überraschung hast du mir da bereitet", rief Gest. „Woher weißt du denn, wie solch ein Schiff gebaut wird. Da haben dir wohl die Unterirdischen beigestanden?"

Ja, das hätte er manchmal gewünscht, sagte Ref, aber geholfen habe ihm niemand.

„Das weiß ich ja am besten", sagte Gest, „und es ist wirklich gut, daß du keinen in den Schuppen ließest. Nun hast du auch den Ruhm, daß solch ein Schiff in Island gebaut wurde, ganz für dich."

„Ach, so gut", sagte Ref, „wie es sein könnte, ist es wohl nicht. Aber es ist auch mein erstes Schiff."

„Es ist großartig", schrie Gest, „ganz unvergleichlich. Und ich begreife nicht, woher du es hast." Da erzählte Ref von dem Sohn des Norwegers, von dem er einmal, vor Jahren, ein kleines Spielzeug bekommen, so ein Schiffchen, das aber in allem genau einem großen Seeschiff nachgebildet war, und wie er es auseinandergenommen und dann selber ein solches Schiffchen geschnitzt habe. Daher habe er den Plan und die ganze Anlage, und nun müsse noch alles Innere hineingebaut werden.

„So? So?" sagte Gest. „Daher also hast du es." Und er lachte wieder übers ganze Gesicht und schlug Ref auf die Schulter.

An diesem Abend tranken sie kräftiges Bier miteinander, wie zum Julfest, und der Oheim war laut und fröhlich.

Gest hatte versprochen, noch eine Weile über das Schiff zu schweigen, bis es ganz fertig, allen zur Überraschung, aus dem Schuppen erscheinen sollte. Aber irgendwie hielt Gest wohl in diesem Falle sein Wort nicht. Die Freude brannte ihm auf der Zunge. Vielleicht war auch einer der Knechte heimlich um den Schuppen geschlichen. Jedenfalls lief bald das Gerücht durch die ganze Ansiedelung, daß Ref Steinssohn, dieser Trottel, ein seetüchtiges Frachtschiff gebaut habe. Niemand glaubte es recht, und viele klopften sich an die Stirne und sagten: „Der Narr? Wer weiß, was er da gezimmert hat. Ein seetüchtiges Frachtschiff, das ist eine Sache, zu der man genaue Maße und Pläne braucht, und das ist eine Kunst, die man nicht hinter dem Ofen und auf dem Bärenfell lernt." Aber das Gerede ging dennoch um in der ganzen Gegend. Wenn man Gest fragte, so lachte er nur und winkte ab und sagte: „Ihr werdet es ja erleben, was er gemacht hat."

(Fortsetzung folgt.)

Brintik, der Tiger mit den Frauenaugen.

Skizze von Mattysen.

Indien — Urwald — wer ihn sah und erlebte, den läßt er nie mehr los. Kerto war wieder hier — floh er, trieb ihn die Sehnsucht? Der Urwald und das Land seiner Geburt hatten ihn wieder.

Kerto warf seine Waffe über die Schulter und rief Badjo, seinen Diener. Der erschien, er trug etwas Lebendes auf dem Arm. „Ein Tigerbaby, Toean! Willst du es haben?"

Kerto streichelte das Kleine und erschrak heftig, als er die samtenen, tiefen, treuen, wilden Augen sah: „Die Augen meiner Frau." Kerto hob das hilflose Tier, kraute ihm den Kopf und sagte: „Brintik". Das Tigerkind blickte den ockerfarbigen Mann groß an. „Brintik, du hast ihre Augen, und dein Fell hat die Farbe ihrer Haut. Bleibe bei mir!"

Das Tier wuchs zahm und freundlich wie eine Katze heran. Zur Zeit zwischen Sonne und Mond, wenn die Stimmen der Nacht in den Tieren der Wildnis zu schwingen beginnen, kroch man dichter zu sammen.

Eines Tages sagte sein „Bapah" (Vater), der Fakir, zu Kerto: „Daß dieser Tiger die Augen deiner Frau und sein

Fell die Farbe ihrer Haut hat, ist kein Zufall. Ihre Seele durchstreift den Urwald und schwingt in den Tierseelen, mit denen du in Berührung kommst."

Kerto winkte ab.

„Sohn, es ist so, wenn du daran glaubst."

Am anderen Tage war das Raubtier verschwunden. „Der Urwald hat Brintik gerufen, um jene andere Seele zu binden." — —

Jahre vergingen. Kerto war in Batavia und hörte von den Verheerungen, die ein Königstiger im Kampong (Dorf) unter der Bevölkerung anrichtete. Frauen, Kinder, Männer, alles wurde niedergemacht. Die Regierung setzte eine Prämie aus. Versuche, die Bestie zu erlegen, scheiterten alle an einer Witterung, die das Tier im Augenblicke der Gefahr hatte.

Eines Tages macht sich Kerto mit dem Gewehr auf und geht tief in das Dickicht hinein. Da überrascht ihn die Dunkelheit mit der bekannten Plötzlichkeit.

Kaum hörbar vernimmt er ein Knacken der Zweige. Zwei mächtige Lichter funkeln in die Nacht. Kerto steht regungslos. Atem atmet Atem. — Da bewegt der Mann leise die Lippen: „Brintik." Das Tier zuckt, seine Augen reißen sich auf und suchen Gestalt und Gesicht des Menschen zu erfühlen. Noch wagt Kerto sich nicht zu rühren, die Bestie tastet sich vor.

Da, es schnaubt, bläst, schlägt den Urwaldboden mit dem Schweif und beginnt zu winseln. Aus seinen großen Augen zuckt es wie ein flehendes Weh, und der gewaltige Rachen stößt ein ungeheures Gebrüll aus, das selbst der Urwald erschauert.

„Brintik!" ruft Kerto und geht furchtlos auf den mächtigen Rachen zu. Das Tier liegt auf dem Boden des Waldes, gurgelnde Kehllaute stoßen aus seinem Schlund, der alle Wildheit verloren hat, dann liegt es ganz still.

Leise kniet Kerto nieder, streichelt das Fell des Tigers, krault den Kopf und erzählt in der Tiefe des Urwaldes von Kummer, Elend und Einsamkeit.

Tausendfältig lauert die Nacht im Dickicht. Kerto will gehen. Aber das will und kann die große Katze nicht begreifen. In namenloser Sorge springt sie ihm nach, winselt und geht mit.

Als Brintik sieht, daß Kerto aus dem sicheren Walde tritt und mit dem Gewehr in der Hand gebietet, dort zu bleiben, als das Tier sieht, daß nichts mehr zu hoffen ist, heult es weh und schaurig.

Froh, doch erschöpft erreicht Kerto das Gasthaus. Am späten Abend sitzt er immer noch auf der Vorgalerie. Er mag nicht schlafen gehen. Da gibt es eine Bewegung draußen am Eingang. Dort steht gesenkten Kopfes Brintik und rührt sich nicht. Die Diener laufen laut schreiend davon. Der Hotelbesitzer schießt. Brintiks Pranke schlägt ihm die Waffe aus der Hand. Der unglückliche Schütze liegt am Boden und wehrt sich vergebens gegen das mächtige Tier.

Geschrei von Frauen und Kindern. Da eilt Kerto heran. „Brintik!" hört man ihn rufen. „Brintik!" Die Tigerin hebt den Kopf und läßt von ihrem Opfer ab. Mit einem Sprung ist sie neben Kerto, legt sich nieder und leckt seine Hand. Dann erhebt sich das riesige Tier in seiner ganzen Größe und legt die Vorderpranken in stürmischem Liebesbeweis auf die Schultern des Mannes.

Menschen haben sich angesammelt, hören Kertos Erklärung und rufen: „Das ist ein heiliges Tier."

Vorsichtig beginnt er Brintik an den Menschen vorbei nach draußen zu führen, begleitet sie eine Wegstrecke und verspricht seinen morgigen Besuch. Ganz Batavia spricht von dem Ereignis, und die einheimische Bevölkerung will nichts mehr von einer Prämie und Tötung der Bestie wissen.

Am anderen und an vielen anderen Tagen Wiedersehen im Urwald. Brintik räubert ungestörter denn je. Nur Kerto hat Gewalt über sie. Die Regierung bietet ihm die Prämie an; er sinnt auf eine Lösung. Ein Stück Wald, fest umgrenzt wird gekauft, ein Bambushaus an die Waldgrenze gebaut. Kerto zieht in das Haus, Brintik in das Waldstück. Kerto teilt seine Zeit zwischen Studien auf der indischen Beamtenschule und Brintik. Da kommt der Ruf nach Borneo. — Und Brintik? Kerto spricht mit seinem treuen Diener und versucht eine wöchentliche Trennung. Eine lange Woche ohne Brintik, sein Tag wird lang, er sitzt bei Freunden herum, fährt in das kühle Bergklima, kommt wieder zurück, verbringt seine Zeit in der Opiumhöhle, und seine Gedanken sind bei Brintik. Vor Ablauf der Woche ist er wieder zu Hause. Dumpf brüllt die Bestie, unberührt liegt das Fressen. Aber rasend vor Freude empfängt sie ihn. Borneo wird ausgeschlagen. Brintik frißt wieder, Brintik ist zufrieden, beide sind zufrieden.

Dann kommt der Ruf nach Holland für den indischen Forschungsdienst. Seine Zukunft steht auf dem Spiel, er muß gehen. Brintik? Er wird ihr Gift geben, kleine Körner, aus Urwaldkräutern still bereitet. Letzte Stunden — Kerto will das Gift reichen, Tigeraugen sehen unvermittelt auf die spielenden Finger. Er ist wie betäubt, er lehnt den Ruf nach Holland ab.

Wieder vergeht eine Zeit. Man hat Kerto eine Anstellung an dem pharmazeutischen Institut in Buitenzorg gegeben. Abends fährt er nach Batavia zurück. Sechs Monate später kommt seine Ernennung nach Europa. Kerto soll ein Jahr alle größeren Institute besuchen und dann darüber nach Indien berichten. Er kann es nicht mehr verweigern, er verliert sonst seine Stellung.

Immer wieder schiebt er die grauenvolle Tat hinaus. Die Passage ist gebucht. Der letzte Abend gehört Brintik.

Da meldet der Diener Besuch.

Kerto geht nach vorn, eine Dame steht auf der Vorgalerie. „Brintik, kommst du zu mir?" Er scheint es nicht zu begreifen.

„Ich bin mit dem Küstendampfer von Celebes gekommen. Ich war lange krank und hörte bei Freunden zufällig von der Tigerin, die meinen Namen trägt. Ich komme zu dir und der Tigerin."

„Ist es Wahrheit?"

„Wenn du vergessen willst, was ich dir antat, als ich eines Abends dein Haus verließ."

„Oh, ich kann es nicht fassen."

„Doch, wir bleiben hier und bauen uns ein schönes neues Bambushaus, und alles wird gut werden."

„Ja, Bapah hat recht: Ihre Seele durchstreift den Urwald und schwingt in den Tierseelen, mit denen du in Berührung kommst."

Zu Fuß von Kapstadt bis Kairo.

Die Geschichte einer abenteuerlichen Wette.

Von **Max Klingemith.**

Drei Tage vor Heiligabend fanden sich drei Männer auf der Brücke von Kairo ein. Sie haben eine Wette gewonnen. Sie konnten ihre abenteuerliche Fußwanderung quer durch das afrikanische Festland glücklich und zur festgesetzten Zeit beenden. Von diesen drei Afrikapilgern sind zwei weiß. Der dritte Wanderer ist ein Neger aus dem zentralafrikanischen Tanganjika-Gebiet, ein kräftiger Kerl namens Umbascht.

Auf der Brücke von Kairo fand ein merkwürdiges Abenteurer seinen Abschluß: Ein Fußgängerrekord, der von dem Australier **Ronald Monson** aufgestellt wurde. In 15½ Monaten legte er in Begleitung seiner beiden Wanderkameraden die Strecke von rund 12 000 Kilometern zurück. Er hat auf dieser Fußtour den schwarzen Kontinent besiegt.

Kein Mensch glaubte, daß es dem tapferen Manne gelingen würde, sein Vorhaben auszuführen. Aus Reiseberichten und aus Afrikafilmen glaubte man zu wissen, daß der afrikanische Weltteil auch heute noch, trotz aller Fortschritte der Zivilisation, weite, ausgedehnte Gebiete umfaßt, in denen das Leben eines Fußgängers, von den Strapazen des schweren Weges abgesehen, bei jedem Schritt von unzähligen Gefahren bedroht wird. Hinter idyllischen Gebüschen lauern an den Flußufern Krokodile, der Weg durch die Dschungeln, in denen Löwen, Hyänen und Schakale leben und Herden wilder Elefanten, Nashörner und Büffel, führt in Negerdörfer, deren friedliche und freundliche Bewohner sich jedesmal in wilde Kopfjäger verwandeln, wenn dumpfer Trommelwirbel und Paukenschlag sie zum rituellen Tanz versammelt.

Eine solche Idee, den Marsch von Kapstadt bis Kairo anzutreten, konnte nur im Gehirn eines phantasiebegabten

jungen Menschen geboren werden. Der Australier Ronald Monson, 24 Jahre alt, Lokalreporter bei der Redaktion der Zeitung „West Australian“ in Melbourne, las eines Tages in dem Annoncenteil seines Blattes ein merkwürdiges Inserat. Ein gewisser Cook, der Erbe eines Melbourner Großindustriellen, ging mit seinen Freunden eine hohe Wette ein, daß er es fertigbringen werde, spätestens bis zum 1. Januar 1932 den schwarzen Kontinent von Süd bis Nord zu Fuß zu durchqueren. Auf dem Wege eines Zeitungsinserates suchte er einen tapferen und lebensfrohen Reisekameraden.

Zwei Wochen später, am 10. August 1930, schifften sich die beiden Herren, Cook und Monson, an Bord eines Ozeandampfers ein, der sie nach Kapstadt brachte. Der Abmarschtag wurde in Kapstadt feierlich begangen. Die halbe Stadt wußte, daß zwei junge Männer aus Australien den Fußweg nach Kairo antreten wollten, und man wollte gern sehen, wie die verwegenen Abenteurer aussähen. Zahlreiche Vereine folgten Monson und Cook in festlicher Prozession durch die Stadt. Am nördlichen Stadttor, hinter dem das Hügelland beginnt, nahmen die Begleiter Abschied von den beiden Australiern.

Am 5. September verließen Cook und Monson Kapstadt. In Khakihemden und Kniehosen gekleidet, mit Sonnenhelmen, Regenmänteln und schweren Wanderstiefeln versehen, mit Rucksäcken ausgerüstet und Browningpistolen bewaffnet, zogen sie gegen Norden. Das Wetter war kalt und das südafrikanische Hochland dehnte sich kahl und öde aus. Die Wanderer froren in ihren leichten Mänteln. Wiederholt mußten sie sich hungrig und durstig, unter offenem Himmel ein Lager aufschlagen, um die wunden Füße ausruhen zu lassen. Cook spielte Mundharmonika, während die Schakale dicht an das Feuer kamen und heulten.

Je weiter sie nach Norden kamen, um so wärmer wurde es. Nach drei Wochen wurde die Hitze kaum erträglich. Kein Schatten und kein Wasser. Und die Blasen an den Füßen schmerzten.

Man wanderte an Orten vorbei, die aus dem Burenkriege bekannt sind. Man passierte die Diamantenstadt Kimberley. Welche unsagbare Freude, in einem anständigen Hotel, in einem sauberen Bett zu schlafen! Die Bevölkerung Kimberleys bereitete den Australiern einen überaus herzlichen Empfang. Sie war durch Radio auf die Ankunft der sonderbaren Fußgänger aufmerksam gemacht worden.

Von Kimberley ging es weiter nordwärts durch öde Steppen, in denen sich Herden von Antilopen und Zebras tummeln. In einer kleinen Ortschaft stießen die Australier auf einen deutschen Forscher, einen Ethnologieprofessor aus Heidelberg. „Hier haben es die Herren gut“, meinte der Gelehrte. „Aber später, wenn Sie nach Zentralafrika kommen, da wird es weniger angenehm. Löwen, Leoparden, unzählige Giftschlangen. 90 Prozent der dortigen Neger sind syphilitisch. Sie haben alle Chancen, dort auch krank zu werden. Wenn nicht an der Syphilis, dann an Malaria, Schlafkrankheit oder Ruhr. Ich wünsche Ihnen viel Glück, meine Herren.“

Nach 33 Tagen trafen Cook und Monson in der südafrikanischen Hauptstadt Johannesburg ein. Sie hatten 1600 Kilometer zurückgelegt. Dort ereignete sich ein Fall, der dem Unternehmen eine neue Wendung gab. Die südafrikanischen Behörden stellten fest, daß Cook ehemaliger Offizier der britischen Armee war. Er hatte diese Tatsache verheimlicht. Nicht einmal Monson wußte davon. Obwohl die Buren Untertanen des englischen Königs sind, haben sie für englische Offiziere immer noch keine großen Sympathien. Sie schöpften Verdacht, daß Cook seine Fußwanderung im Auftrage des britischen Militärgeheimdienstes unternommen haben könnte. Um diesen Verdacht zu widerlegen, blieb Cook nichts anderes übrig, als seinen Plan aufzugeben. Monson aber entschloß sich weiter zu wandern.

Ein Burenjournalist James Hunter Wilson schloß sich ihm in Johannesburg an. Nach acht Monaten gesellte sich zu den beiden weißen Männern der Neger Umbascht. Es war an den Ufern des Tanganjika-Sees.

Das zweite Halbjahr war eine Kette von Abenteuern. Vieles erinnerte tatsächlich an die wilden Geschichten des „Trader Horn“. Und doch war die Wirklichkeit viel freundlicher und die Menschen viel hilfreicher, als man es annehmen konnte. Die Missionare haben Zentralafrika verändert und kultiviert. In den zivilisierten Gegenden fanden sich häufig Vertreter der weißen Rasse ein: Offiziere, Kaufleute, Forscher, Beamte. Aber auch in den Dschungeln trafen die Wanderer hier und da auf weiße Menschen. Die meisten, denen sie begegneten, hatten eine abenteuerliche Vergangenheit. Andere liebten Afrika oder waren mit Negerfrauen verheiratet.

Es stellte sich heraus, daß Afrika bei weitem nicht so wild und dünn bevölkert ist, wie man es annimmt. Mutige, entbehrungsfähige und unternehmungslustige Menschen, wie es die beiden Wanderer und ihr schwarzer Begleiter waren, konnten ihren Marsch durch Afrika glücklich beenden. Von Stadt zu Stadt, von Bungalow zu Bungalow, von Negerkraal zu Negerkraal schlugen sie sich durch.

Und wenn die Malaria-Gegenden und die Dschungeln Zentralafrikas durchquert und die Grasflächen und Sandsteppen Sudans erreicht sind, dann droht keine Gefahr mehr. Mit dem Nil beginnt die Zivilisation.

Bunte Chronik

* **Der Todesbaum.** Im Innern Afrikas gibt es Wälder, in denen eine Baumgattung vorkommt, die von den Eingeborenen „Todesbaum“ genannt wird. Die Eingeborenen beschreiben diesen Baum als ungewöhnlich groß mit weißen Blüten, die einen starken Duft ausströmen, der zunächst betäubend, wenn man ihn aber länger einatmet, tödlich wirkt. Eine englische Expedition, die in diesen Tagen London verließ, um eine Forschungsreise nach dem Innern Afrikas zu unternehmen, will versuchen, das bisher unerforschte Geheimnis des Todesbaumes zu lösen. Man vermutet, daß der Baum einen starken Giftstoff enthält und hofft, Proben davon für Untersuchungszwecke gewinnen zu können. Die Eingeborenen jener Gegend, in denen der Giftbaum vorkommt, benutzen seine tödliche Wirkung zu Zwecken der Hinrichtung von zum Tode Verurteilten. Sie binden den Delinquenten an einen solchen Baum fest und überlassen ihn dann seinem Schicksal. Der Tod durch Einatmen des giftigen Duftes soll innerhalb weniger Stunden eintreten und in der Betäubung erfolgen.

Lustige Rundschau

Sonderbar.



„Ihr Puls schlägt aber sehr unregelmäßig, Herr Meier! Trinken Sie?“

„Ja! Aber ganz regelmäßig, Herr Doktor!“

*

* **Abgewinkt.** „Was hast du denn von deiner Tante geerbt?“ — „Ihren Geiz.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.